

**Ich wünsche mir einen Urlaub** mit Feuer und Ferne, und Bruno wünscht sich einen Urlaub ohne Alkohol.

Gut, sagt Mutter, weil ihr einen Geburtstag habt.

Dann machen wir Urlaub. Und berühre ich auf dem Weg zur Busstation die Büsche, zwitschern sie. Und bewege ich die Arme, berühren sie Luft. Und strecke ich die Zunge aus dem Mund, bleibt sie warm.

Mutter raucht vor einem Plakat, auf dem ein Mann am Frühstückstisch lächelt, und Mutter schließt dabei die Augen. Wir fahren in Urlaub. Im Bus kommt der Uringeruch aus dem dreidimensionalen Muster der Sitze. Wir fahren in Urlaub bis zur Endstation. Bruno trägt sein Buch über die Brücken der Welt unter dem Arm, alle paar Minuten muss er es ablegen und die Arme schütteln.

Und auf einem Steg den Schilfweg entlang gehend, sagt Mutter, dass es schön ist. Ein Blesshuhn schreit, der Wind zieht an den rostigen Schilfköpfen.

Sehr schön, sagt sie.

Fantastisch, sagt sie.

Wunderbar, sagt sie.

Ganz, ganz wunderbar.

Das ist wegen dem nicht absehbaren Bier, sagt Bruno. Verzweiflung, sagt er noch.

Es ist wirklich schön, sage ich, weil der Wind ganz warm die Armhaare aufstellt.

Immer ist alles schön, sagt Bruno, dann zählt er die Schilfstangen mit seinem dicken Buch auf dem Kopf.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben.

Ich schaue beim Gehen abwechselnd über den See, auf seine silbernen Wellen, dann an mir herunter auf den zitronengelben Stoff an meinem Bauch. Und es schmatzt das Wasser unterhalb meines Bauches, unter dem Steg.

Ein Mann mit Doppelkinn starrt Mutters Körper an. Neben ihm liegt ein Hund, auch er mit Falten. Der kleine Bruno legt das Buch ins zertrampelte Gras und macht aus seinen Händen Fäuste.

Wir wollen einen Wohnwagen, sagt Mutter, sie steht vor uns, schüttelt ihr Haar. Mit den Absätzen sinkt sie langsam nach hinten in die Erde. Der Mann lacht. Und durch sein Lachen bewegt sich alles an ihm und auch alles um ihn herum. Seine Haut bewegt sich, der winzige Tisch, an dem er sitzt, bewegt sich, der Boden bewegt sich und hinter ihm das Rezeptionshäuschen mit der abgesplitterten weißen Farbe und den Blumenkisten vor den Fenstern. Der Mann trägt eine kurze, weiße Hose, bei der ich mir nicht vorstellen kann, wie er in sie hineingekommen ist, und erst recht kann ich mir nicht vorstellen, wie er jemals wieder aus ihr herauskommt.

Dann gehen wir durch vereinzelt herumstehende Fichten und Birken. Ich sehe die Abdrücke der Zelte zwischen den Bäumchen, ich sehe, wo im letzten Sommer die Zelte standen, wo die Klappstühle, wo die Tische, wo die Luftmatratzen lagen. Und jetzt ist hier niemand außer uns und dem Koloss, der den Wohnwagen aufschließt, dreimal an die Außenwand des Wagens klopft und geht.

Und wir sitzen auf Baumstücken feierlich. Wir sitzen im Feuerlicht. Bruno, der Luftgitarre spielt; die Flammen in Brunos Brillenglas, sie tanzen zu seiner Musik. Der Wohnwagen, der nach fremden Menschen und ihrem Schlaf riecht. Das alkoholfreie Bier in Mutters eleganten Händen, das lauwarm wird, kommt auch als bitterer Geruch aus ihrem Mund.

Mutter, die in Gedanken ist und schweigt; das Knistern. Der dunkelbraune Tisch, den man aus dem Wagen herausklappen kann, der wackelt, an dem ich sitze, und die Schatten im Wald, die ich beobachte, ihre Unheimlichkeit, die Möglich-

keit von allem in der Dunkelheit. Mein zitronengelbes Kleid, unruhig im Feuerlicht, und meine feinen Finger mit dem goldenen Kaugummiautomatenring. Und das Grün der Wiese, das beinahe schwarz ist.

Später liegt Mutter auf einer Matte am Boden, summt leise eigene Melodien. Bruno und ich liegen auf dem Hochbett. Wir können mit Füßen und Händen die Decke berühren. An die Decke hat jemand geschrieben: «Der einzige Unterschied zwischen mir und Salvador Dalí ist, dass ich nicht Dalí bin.»

Am Morgen hat sich der Geruch der fremden Menschen mit unserem vermischt. Mutter schläft. Bruno und ich gehen herum, sind hungrig, versuchen zu schwimmen, aber das Wasser ist kalt und der Boden des Sees so weich, dass wir uns zu gut vorstellen können, was sich noch alles in diesem Boden befindet, auf das man treten könnte, was einen dann beißen oder erschrecken würde. Weil uns nichts mehr einfällt, sammeln wir leere Schneckenhäuser, lecken die Tautropfen vom Klee, werfen Holzstücke in den See, füttern Fische mit Brot. Der Wind ist lauwarm und riecht nach der Gülle in den Güllelöchern der Bauernhöfe, die hinter dem kleinen Wald liegen. Wir beobachten den Hund vor der Hütte und den Koloss, der mit einem Schlauch ein Motorboot abspritzt, dabei stolpert er manchmal über den Schlauch. Es ist warm in der Sonne und kalt im Schatten, und das Boot heißt Susanna.

Am Abend sitzen wir wieder am Feuer, die Sonne ist weg, die Luft blau. Mutter hält den Zahnputzbecher mit Wein gefüllt in die Höhe.

Auf uns, sagt sie.

Davor sagte sie, entweder Urlaub oder kein Alkohol, aber beides gehe nicht, denn sie könne uns nichts gönnen, wenn sie

nicht sich selber was gönnen könne, und das Einzige, was sie sich wünsche, sei am Abend ein Becher voll Wein.

Mit dem Becher wird Mutter weich wie das Licht des Feuers.

Jetzt ist alles gut, sagt sie.

Hast du mit Peter geredet?, fragt sie.

Noch nicht, sage ich.

Hast du geküsst?

Nein, sage ich, ich möchte nur mit ihm reden.

Aber das wird großartig, das Küssen, sagt Mutter.

Und dann erscheint der Koloss zwischen den Bäumen. Er kommt näher, wird immer größer, wird riesengroß, steht im Feuerlicht vor uns mit einem langen Schatten hinter sich. Seine Zehen schauen aus den weißen Sandalen, und sein Gesicht ist im Licht ein Ungeheuer. Er fragt Mutter, ob sie wohl mit ihm tanzen gehen wollen würde.

Nein, danke, sagt Mutter, ich bin mit meinen Kindern hier.

Ob wir wohl alle mit ihm tanzen gehen wollen würden, also tanzen würden nur Mutter und er, aber wir könnten ja Steine ins Wasser werfen oder eine Cola trinken oder was Kinder eben so tun, wenn die Erwachsenen zusammen tanzen.

Er bewegt die Zehen beim Reden. Seine Zehennägel haben die Farbe von Ohrenschmalz.

Nein, danke, sagt Mutter, ich bin mit meinen Kindern hier, um mit ihnen hier zu sein.

Und wenn jetzt aber, sagt der Mann, sie nur für einen Tanz, er fände sie nämlich reizend und würde so gerne mit ihr einen Tanz haben.

Nein, sagt Mutter, ich bin mit meinen Kindern hier.

Also keinen einzigen Tanz?

Es zuckt ihm das Flammenlicht im Gesicht, und er trägt die gleiche kurze Hose, aber zu der Hose ein Safarihemd mit dunklen Flecken unter den Achseln. Er riecht nach frisch rasiert und auch ein bisschen nach altem Wasser.

Nein, verdammt, sagt Mutter.  
Einen nur, sagt er.  
Bruno singt. Ich schaue dem Koloss auf die Haare an den Beinen. Mutter starrt ins Feuer und trinkt schnell. Der Wein leuchtet rot im Feuerschein.  
Also, sagt sie.  
Mutter steht auf.  
Ist das gut für euch?, fragt sie.  
Ich nicke.  
Bruno?  
Bruno singt.  
Dann geht sie schön und rot davon neben dem Koloss, der von oben auf ihre Stirn einredet.  
Er freue sich also so sehr, sagt er.  
Wenn er sich doch so freut, sage ich.  
Bruno singt lauter.  
Bruno, wenn er sich doch so freut, dann ist doch nichts dabei, Mutter ist doch eine Gute, deshalb nur.  
Bruno singt lauter. Und ich schweige am Feuer. Ich möchte Mutter fragen, wie es war.

Wir können die Tänze hören, aber sie kommt nicht zurück nach einem Tanz, nicht nach zwei, nicht nach drei, nicht nach vier. Ich stochere in der Glut, höre die Geräusche im Wald, stelle mir Wildponys vor. Bruno singt nicht mehr. Ich denke ein bisschen an Peter, aber nur kurz, und weiß nicht, was ich damit soll. Ich denke noch ein bisschen an ihn. Ich denke, was er wohl gerade tut, ob er mich schön findet, also mein Gesicht, ob er es wohl so schön findet, dass er auch mal mit mir reden würde, weil er gerne in mein Gesicht schaut. Das ist wichtig, hat Mutter gesagt, es ist wichtig, ein schönes Gesicht zu haben, wenn man nicht hart ist, und du Anais, bist der weichste Mensch, den ich kenne, aber eben auch der mit

dem schönsten Gesicht. Es ist wichtig, weil, wenn man weich ist, dann trampeln die Menschen gerne auf einem herum, wenn man aber ein schönes Gesicht hat, nicht.

Ich denke daran, wie er mir damals sein Pausenbrot gegeben hat, wie er auf mich zugehoben kam, seine Freunde weit hinten standen. Er kam zu mir gelaufen, hielt mir sein Brot hin. Magst du?, hat er gefragt. Ich habe nichts gesagt, habe es in meine Hände genommen, ihn weiter angeschaut. Ich nahm einen Bissen vom Brot, sagte nichts. Peter lächelte, nahm das Brot wieder und ging weg.

Ich denke, dass ich Peter einmal nach seinen Hobbys fragen sollte.

Was Peter wohl für Hobbys hat?, frage ich ins Feuer hinein. Fechten vielleicht, sagt Bruno, gehen wir sie suchen. Fechten. Wie schön.

Dann gehen wir sie suchen, weil sie auch nach sieben Tänzchen nicht kommt.

Wir gehen vom Wohnwagen weg zwischen ein paar Bäumchen hindurch. Wir hören die Musik von Weitem, sehen die Scheune, darin das Licht und kleine Menschenschatten. Bruno wirft Blätter in den schwarzen See, auf dem See sind Glitzerpunkte. Eine Ente erschrickt und quakt, die Glitzerpunkte werden Glitzerwellen. Wir gehen zur Scheune hin. Mit der Musik vermischen sich schwere Stimmen. Sie singen und schreien auch. Wir bleiben beim Scheunentor stehen.

Und dann sehen wir Mutter. Hinten auf der Tanzfläche leuchtet sie in ihrem roten Leinenkleid mit goldenen Knöpfen. Männer sehen wir im Kreis um Mutter herumstehen. Einer zieht sie zu sich hin, dann wirbelt sie davon und zum nächsten Mann. An langen Bänken sitzen Menschen, manche klatzen. Und ein sehr alter Mann spielt Akkordeon auf einer

kleinen Bühne aus Holzkisten. Er trägt ein rosa Hemd, hat einen langen Bart und große Ohren. Mutters Kleid ist eine rote Glocke, sie dreht sich im Kreis, ihr Haar ist hell wie das Feuer. Sie lacht und lässt sich in Arme fallen und weiterwerfen. Dann löst sie sich und tanzt in der Mitte der Männer einen wilden Tanz. Sie hebt die Beine, hebt ihr Kleid, stampft und dreht sich. Sie legt die Hände in ihr Haar und hält den Mund, an die Decke blickend, offen.

Ich höre auf dem See die Enten quaken und denke, jemand hat sie aufgeschreckt. Ich denke, dass Bruno nicht da ist, aber er steht neben mir. Ich denke, es gibt keine Kinder, die Steine in den See werfen. Ich denke, dass der Mann nicht mit Mutter tanzt, sondern alle Männer mit Mutter tanzen, und ich denke, das sind viele, die mit Mutter tanzen.

Ich sehe den Koloss vom Wohnwagen im Kreis stehen und sehe sein Lachen. Er lacht, und alles an ihm bewegt sich.

Bruno läuft vorbei an den Männern und Frauen, an den aufgereihten Festbänken und geht in den Kreis hinein. Ich gehe ihm nach. Er geht zu Mutter in den Kreis und fasst sie am Arm. Ich stehe hinter Bruno im Kreis, und die Männer bewegen sich nicht mehr. Sie wenden ihre Blicke und Bärte und Ohren und Ohringe ab.

Mitkommen, sagt Bruno, bitte.

Warum seid ihr nicht im Bett?, fragt Mutter, sie redet, als hätte sie Steine im Mund.

Warum seid ihr hier, das hier ist nichts für euch, sagt sie mit den Steinen im Mund.

Mitkommen, sagt Bruno.

Wir haben auf dich gewartet, du sagtest, einen Tanz, sage ich. Es ist ja ein Tanz, sagt sie, es ist hier ein großer Tanz, und er tut mir gut, dieser Tanz, ich brauche jetzt unbedingt genau diesen einen Tanz und noch was zu trinken und noch einen Tanz. Ich will noch einen Tanz, den brauche ich auch wegen euch, unter

anderem auch wegen euch. Ich finde, ich habe ihn mir verdient, so einen Tanz, einen Tanz, sagt sie. Geht heim, meine Tierchen, geht heim.

Wir wollen, dass du mitkommst.

Bruno schaut Mutter von unten an.

Ich kann jetzt nicht, es ist schon gut hier. Lasst mir doch diesen einen Abend, sagt sie leiser.

Und dann schiebt sie uns weg.

Bitte, sagt Bruno.

Bitte, sage ich.

Jetzt nervt mich nicht, wirklich, ich will das jetzt, das ist lustig hier, mit euch am Feuer ist es langweilig.

Draußen drehe ich mich um und sehe den Schein der Kerzen in roten Plastikschälchen auf den Tischen, sehe die Strohballen in der Ecke der Scheune, sehe die Menschen weiterklatschen, sehe ihre Beine wippen unter den Tischen und wie die Männer sich langsam auf die Tanzfläche zurückbewegen. Mutter in der Mitte hebt ein kleines Glas zum Mund.

Im Wasser spiegeln sich nur noch wenige Lichter, die Ente ist still. Wir gehen durch die Bäume zurück, die Glut ist aus. Wir putzen die Zähne und pinkeln in den Wald, ich trete auf eine Nacktschnecke, und Bruno streift eine Brennnessel. Unter dem Schlafsack halten wir uns fest, weil es kalt ist.

Am nächsten Morgen sitzen Bruno und ich vor dem Wohnwagen unter dem kleinen Vordach, wir essen das restliche Weißbrot, Tropfen fallen auf unsere Hände und das Brot. Tropfen prallen am Gefieder einer Amsel ab, während der Rest der Welt langsam aufweicht. Mutter kommt durch die Bäume gelaufen, auch sie aufgeweicht. Auf uns liegt ein Blätterschattenspiel, hinten in den Bäumen ruft ein Kuckuck kuckuck.

Tierchen, meine Tierchen, sagt sie.  
Sie nimmt die Haare nicht aus dem Gesicht, steht vor uns.  
Hinter ihrem Vorhang ein Lächeln.  
Ich denke, könnten wir neben dieser aufgeweichten Welt noch-  
mals eine komplette Welt haben, eine weniger komplizierte,  
eine mehr mit Tieren als mit Menschen, dann wäre es gut.  
Ist schon gut, sage ich zu Mutter, die sich nicht bewegt, und  
nehme ihre und meine Tasche. Bruno nimmt das Buch.

Wir gehen durch die Fichten. Über den Rasen gehen wir fort.  
Der Koloss steht neben der Hütte, lächelt ein Kolosslächeln  
am Telefon. Seine Körperabdrücke sehe ich im Gras neben  
dem Motorboot mit dem Namen Susanna.

Beim Vorübergehen an seiner Hütte kommt aus dem offenen  
Fenster der Geruch von Paprikachips und kaltem Zigarren-  
rauch. Auch vermischt sich ein süßlicher Menschengenuch mit  
dem Geruch der Gülle. Sein Klappbett steht in einer Spinn-  
webenecke, Kissen und Bettbezug mit Löwenkopf, der Löwe  
darauf schreit. Das Poster einer Frau im silbernen Bikini  
hängt über seinem Tisch und über dem Bett das Bild von  
Mohn. Das Safarihemd liegt auf dem Bretterboden, da, wo die  
dunklen Flecken waren, sind jetzt Salzränder. Auf dem  
Schreibtisch die militärgrünen Ordner, zerkaute Bleistifte, ein  
Locher, ein einziger Stuhl am Tisch.

Sein Blick ist in unserem Rücken, als wir das Areal verlassen.  
Koloss, Hütte und Hund bleiben zurück, nach Hund und dem  
Inneren des Menschen riechend. Ich habe den Hund nicht ge-  
sehen, ich habe seine Abdrücke neben den Abdrücken des Ko-  
losses im Gras vor der Hütte gesehen.

Ich stelle mir den Koloss vor, wie er im Bett liegt und mit sei-  
ner Mutter telefoniert. Er streichelt beim Telefonieren mit der  
freien Hand seinen über den Bund hängenden Bauch. Er hebt

den Bauch an und lässt ihn fallen, hebt ihn an, lässt ihn fal-  
len. In der Fensterscheibe sieht er sein Spiegelbild, vermischt  
mit Rasen und Feldern, dahinter, draußen wartet der bellen-  
de Hund.

Ich stelle mir die Brote vom Koloss vor, die Butterbrote. Seine  
Zehen bewegen sich, wenn er kaut, und unter ihm sitzt der  
Hund, wartet auf das Herunterfallen der Brotstücke, und da,  
wo sie sitzen, vor dem Häuschen, sind ihre Abdrücke im Gras,  
ist der Rasen dunkel.

Der Koloss, der das Boot namens Susanna abspritzt. Der Ko-  
loss, der sich danach auf seinen im Gras hinterlassenen Ab-  
druck legt und wartet. Der Koloss, der die Frau im Bikini be-  
trachtet, die in seinem Raum hängt, die er ebenfalls Susanna  
nennt. Sein Tag, der mit Sonnenlicht und Güllegeruch be-  
ginnt. Sein Tag ist warm. Der Koloss schwitzt neben seinem  
hechelnden Hund, er schwitzt in den Abend hinein und  
schwitzt über den Nudeln, die er sich kocht auf einer Herd-  
platte in der Ecke. Er schwitzt und schiebt Dinge in sich hin-  
ein. Würstchen, Nudeln, Brot, Bier. Der Koloss sitzt vor dem  
kleinen Fernseher. Bilder von tanzenden Frauen und um sie  
herumtanzenden Männern, von Auswanderern und Verwand-  
ten und von Streit und Liebe, Küssen. Der Koloss wird größer  
und voller von den Bildern, von den Broten und Würsten. Bald  
ist sein Bett zu klein, und er bringt den Hörer kaum ans Ohr,  
seine Arme sind zu dick, die Finger, um den Hörer zu halten.  
Die Abdrücke wachsen vor dem Haus. Er versucht, den Hund  
zu streicheln. Am Abend schiebt er Dinge in sich hinein. Ein  
Brot, zwei Brote, drei Brote, viele Brote, während die Frauen  
und Männer am Strand tanzen, während auf den Bildern die  
Sonne untergeht und Palmenblätter sich vor dem Sonnen-  
untergang bewegen. Auch beim Koloss verschwindet die Son-  
ne, er wird größer und größer. Er füllt den Raum, kann sich  
nicht mehr bewegen. Er sieht seine Arme nicht, die Beine nicht,

den Bildschirm sieht er nicht. Der Koloss kann die Tür nicht öffnen, durch das Fenster kommt der Sommergeruch, kommt ein feiner Wind hinein und streichelt ihn am Bein. Und das Telefon klingelt irgendwo unter seinem Fleisch.

Zu Hause streichle ich, bei Mutter im Bett liegend, ihren Rücken. Sie schläft. Ich schreibe Mutter einen Brief.

*Liebe Mama,  
bei uns im Treppenhaus riecht es nach alten Sachen. Nach altem Öl oder nach alten Spaghetti, nach Kleidern. Aber in unserer Wohnung riecht es gut und ist es hell. Ich bin sehr gerne hier.  
Deine Anais.*

**Bruno und ich betrachten das** Sonnenlicht, das in der Küche in der Form des Fensters über den Tisch wandert und über den Beton des Balkons. Wir nennen es das schleichende Licht. Wir zupfen Haare und Staubbällchen von unseren Socken, lassen Staubbällchen und Haare zu Boden segeln. Wir schließen Wetten ab, wo sie landen werden, und pusten, um sie dorthin fliegen zu lassen. Wir ziehen mit dem Finger die Milchhaut von der Milch, streichen sie an der Unterseite der Sitzfläche unserer Stühle ab. Wir spucken vom Balkon. Wir denken darüber nach, dass es in uns warm ist, dass es in uns warm ist und wir dennoch frieren. Wir denken darüber nach, dass man nicht mehr weiß, wo der eigene Körper beginnt, wenn das Außen gleich warm ist wie man selbst. Wir halten zum Beweis unsere Hände in lauwarmes Wasser und finden die richtige Temperatur nicht. Wir stellen fest, dass ich innen wärmer bin als Bruno. Wir suchen nach fremden Orten, wir sitzen auf dem Balkon und zählen die Kaugummis an der Reckstange im Hof: 197.

Dann steht Mutter nackt im Flur. Ihr Oberkörper wankt, als wäre sie ein Baum und als gäbe es Wind in der Baumspitze. Hinter ihr die Bilder an der Wand. Hinter ihr sie selber noch einmal nackt, hinter ihr die Wolke in Tassenform, hinter ihr ein Fahrrad mit winzigen Rädern. Ich erinnere mich, wie Mutter mit dem Bild vom Fahrrad nach Hause kam, wie sie es unter ihrem leuchtend roten Pullover hervorgezogen hat, wie sie gesagt hat, es regnet.

Das weiß ich noch, weil von Mutter das Wasser auf den Boden tropfte, und sie hat uns angesehen, dann auf das Bild, dann wieder uns, wieder das Bild, als hätte unser Dasein etwas mit den Proportionen des Fahrrads zu tun. Das Wasser tropfte von ihrer Nase und den Schultern, den Armen zu Boden und bildete dort kleine Lachen, es lief auch in die Rillen

des Bodens hinein. Mutter war aufgeweicht und sah Bruno und mich an, wie wir im Schlafanzug vor ihr standen. Sie hat das Bild vorsichtig auf den Boden gelegt und uns dann gefragt, ob wir vielleicht kurz zu ihr kommen könnten, dann hat sie uns lange umarmt, ich erinnere mich an das langsame Nasswerden meiner Brust, des Bauches und der Arme. Ich erinnere mich, dass es gar nicht unangenehm war, nass zu werden.

Jetzt liegen ihre Haare als Vorhang vor dem Gesicht, und sie atmet durch den Mund. Sie legt Arm und Kopf an den Türrahmen. Durch ihr Haar hindurch blickt sie irgendwo in die Küche oder in irgendeine Küche hinein.

Hallo Tierchen, sagt sie, neben ihrem Gesicht klebt ein halb abgekratzter Pferdekopf, und dann geht sie ins Bad.

Später nimmt der Wind das Vogelbrot vom Balkongeländer. Später lässt der Wind Werbeprospekte durch den Innenhof fliegen. Später ist Mutter noch immer unter der Dusche, und auf Brunos Schlafanzug ist noch immer das Monster mit den vielen Beinen. Ich stehe vor dem Bad.

Alles gut?, frage ich und klopfe an die Tür.

Mutter antwortet nicht.

Alles gut?, frage ich.

Das Wasser fällt.

Geht es dir gut?

Nur das Geräusch vom Wasser, das auf Mutter und in die Wanne fällt. Das Plätschern, durch das ich weiß, dass sie steht. Ich frage Bruno, was ich tun soll, setze mich auf den Boden, weil ich zu unruhig zum Stehen bin, stehe auf, weil ich nicht sitzen kann, setze mich, weil ich nicht stehen kann. Bruno weiß es nicht, obwohl er viel weiß. Bruno weiß, wie hoch die höchste Brücke der Stadt und wo der tiefste Punkt des Meeres ist.

Ich gehe zurück. Ich schlage die Faust gegen die Tür, bewege die Türklinke auf und ab. Drinnen das Plätschern.

Es wächst draußen am Himmel eine fantastische Wolke, sie wächst in den Himmel hinein, ist hinten schiefergrau und vorne weiß. Und Frau Wendeburgs weiche Katze sitzt auf den Briefkästen, in ihrem Fell spielt der Wind. Und draußen geht Frau Wendeburg in ihrem grünen Wollmantel durch den Hof. Sie hält sich selbst im Arm, und sie schaut nach oben, an die Fassaden der Häuser. Sie sieht aus, als wäre sie allein auf der Welt, und würde ich hinausgehen und sie grüßen, könnte es sein, dass sie erstaunt wäre darüber, dass es mich gibt. Und neben ihr im Hof steht der Baum allein und hinter ihm sein Schatten.

An Frau Wendeburgs Arm tanzt der Leinenbeutel im Wind.

Als das Plätschern endlich endet, höre ich den Duschvorhang, der zur Seite geschoben wird, höre Mutter den Spiegelschrank öffnen und schließen, ich höre Bruno, wie er sich ankleidet, wie er sein Taschenmesser von der Kiste neben dem Bett nimmt und es in der Hand dreht, dann am Hosensack befestigt, seine Hand auf den Fuchs legt. Ich sehe ihn, wie er einmal über das Fell des Fuchses streicht. Der Fuchs, der innen kalt ist, den Mutter uns mitgebracht hat, der neben unserem Hochbett steht, um uns zu beschützen, wie Mutter sagte. Der Fuchs, dem ein Auge aus dem Kopf gefallen ist und dessen Beine krumm sind, weil Bruno sie verbogen hat, als er noch nicht reden konnte und nichts verstanden hat.

Bruno sagt, er könne sich nur schwer vorstellen, einmal sprachlos gewesen zu sein. Er könne sich mich aber gut als Säugling vorstellen. Ich schlage Bruno daraufhin die Brille vom Gesicht. So ist Bruno vorübergehend blind und flucht über

mich, dann schreit Mutter im Bad, dass sie genug habe von diesen Stimmen immer, diesen Menschen ständig um sie herum und den Stimmen und dem Jammern, und immer wolle jemand etwas von ihr. Ich stehe erschrocken neben dem Fuchs und rufe, dass wir von niemandem überhaupt nichts wollen. Dass wir bloß streiten, weil wir Kinder sind, ruft Bruno.

Der kleine Bruno dreht mir den Rücken zu, ich sehe seine Magerkeit, hebe die Brille auf, schiebe ihm die Bügel hinter die Ohren. Er schaut hoch zu mir.

Was ist mit Liebe?, frage ich.

Das Fell des Fuchses ist trocken, und unter dem Fell ist der Fuchs hart.

Keine Zeit, sagt Bruno und will davon, aber ich halte ihn am Hosenbund fest. Er dreht sich um.

Bruno mit dem tiefseeblauen Klebeband am Brillenrand.

Bruno mit dem ausgefransten Ausschnitt des Pullovers, den er beim Denken in den Mund nimmt, bis der Stoff verschwindet.

Bruno mit den dicken Brillengläsern und den vom Wissen vergrößerten Augen dahinter.

Ich habe bei Bruno einen Zettel gefunden.

*Liebe Anita,*

*ich habe bemerken müssen, dass du in Geografie nicht sehr gut bist, um ehrlich zu sein, fand ich es schockierend, dass du die Hauptstadt Lettlands nicht kennst.*

*(Riga, 699 203 Einwohner, 7 m ü.M., größte Stadt des Baltikums.)*

*Ich könnte dir helfen. Ich könnte zu dir nach Hause kommen, und wir würden zusammen die Landkarte betrachten, und ich würde dich abfragen.*

*Lieber Gruß*

*Bruno*

Bruno ist in Anita verliebt, und ich denke manchmal an Peter. Das ist das Leben, sagte Mutter, das ist ganz normal.

Sie sagte, jetzt wirst du bald mein Rouge haben wollen und wirst sehr große Busen bekommen und deine Tage auch. Dann willst du eine Tätowierung und rote Lackstiefel haben wollen, Glitzerhemden, Kondome, alles.

Das will ich überhaupt nicht, sagte ich.

Du wirst schon sehen, sagte Mutter.

Wirklich nicht, sagte ich.

Doch, doch, sagte sie.

Mutter kommt aus der Dusche. Sie trägt ihren Kopf auf einem langen Hals, auf dem die Muttermale oberhalb des Schlüsselbeins beinahe eine Perlenkette ergeben. Manchmal möchte ich ihren Hals berühren, die Muttermale, aber ich weiß nicht wie; ihre feinen blonden Härchen am Hals. Manchmal denke ich, dass Mutter zu groß, zu blond und zu lebendig ist, dann tut es mir leid. Manchmal wünsche ich mir eine Mutter mit mattem Haar, zerknitterter Schürze, sanften, müden Augen.

Manchmal vermisse ich Mutter, obwohl sie da ist, und manchmal habe ich das Gefühl, sie sitzt in mir drin.

Mutter sagte einmal, wenn man tanze, dann liebe man das Leben, und wenn man tanze, liebe einen das Leben auch. Das weiß ich noch, weil sie, als sie das sagte, einem Huhn ein Bein abtrennte, ich erinnere mich an das Messer im Huhn.

Wenn sie hingegen Tee trinke, sagte sie, dann werde sie krank. Das sei wegen des Geschmacks, da reagierten die Zellen drauf, die reagierten auf den Geschmack von Tee mit Krankheit.

Also ist Tee das Gegenteil von Tanz, sagte Mutter.

Blödsinn, flüsterte Bruno. Das weiß ich noch, weil, als Bruno

das sagte, Mutter mit dem Messer auf ihn zeigte. Ich erinnere mich an die Lichtreflexion auf dem Messer.

Wind schlägt die Fensterläden gegen die Wand. Tack, tack. Mutter sitzt auf ihrem unendlichen Bett und lächelt. Zu mir kommen, sagt sie mit den Fingern. Wir legen uns auf sie, und sie sagt, es ist gut. Die Tropfen kleben als Perlen an der Scheibe. Dann zündet sie sich eine Zigarette an, und der Rauch steigt als Faden vor ihren Augen an die Decke. Wir liegen in ihrer seidenen Goldbettwäsche. Im Kleiderschrankspiegel und den drei Spiegeln hinter Mutters Bett sehe ich uns unendlich oft auf dem Bett sitzen. Unendlich viele Rauchfäden steigen an die Decke, unendlich viele Brunos haben ihren Kopf auf Mutters Beine gelegt, unendlich viele Ichs schauen mich an, und unendlich viele Mutterkörper sind von ihren Kindern halb bedeckt. Ist gut?, frage ich. Ja, ist gut, sagt sie. Was ist gut?, fragt Bruno. Alles, sagt sie. Alles ist gut?, frage ich. Ja, sagt Mutter, alles gut. Dann kratzt sie Eintrocknetes vom Nachttisch und schaut sich selbst dabei zu. Also wirklich alles gut, sage ich und umarme Mutters Rücken. Ich lege mein Gesicht an ihr Schulterblatt, das von der Kratzbewegung ihrer Finger auf und ab geht. Ihr Hemd ist aus einem feinen Stoff.

Und als Mutter aus ihrem Schweigen auftaucht, beginnt sie, von Freundinnen zu reden. Sie hätte Freundinnen gehabt, früher, sagt sie, mit denen sie auch so gegessen und gelegen habe, manchmal, und sie hätten über dies und das und Träume und

Männer und Vorstellungen und Begegnungen und Bewegungen geredet. Und irgendwann hätte sie aber bemerkt, wie es immer weniger Bewegungen, Begegnungen und Vorstellungen wurden. Immer weniger Wahrheit in den Begegnungen, sagt sie. Bis sie irgendwann ihren Freundinnen so fremd geworden sei, dass sie sich gewünscht habe, ihnen fiele der Mond auf den Kopf.

Warum der Mond?, fragt Bruno.

Ja, der Mond, sagt Mutter.

Und dann saßen wir nie mehr zusammen und auch sonst nirgends mehr, und jetzt bin ich mit euch hier. Ihr seid jetzt meine Freundinnen, sagt Mutter.

Wir sind deine Kinder, sagt Bruno.

Noch schöner, sagt sie, und dann singt sie ein Lied, aber kann den Text nicht, also summt sie, aber weil das Summen nicht Singen ist, verstummt sie. Und dann schweigen wir. Es ist ein gutes Schweigen. Bruno schweigt am stillsten. Mutter eher emotional.

**Ich stehe im Hof unter** der großen Linde und sehe bei Frau Wendeburg Licht. Ich stehe hier und sehe sie in der Küche sitzen, unter dem tiefen Lampenschirm, vom Küchenlicht beleuchtet. Der Wind kommt in Schüben in den Hof, dreht seine Runden, geht, und der Donner klingt leise, als brächen Felsen innerhalb des Himmels, in einem Himmel außerhalb der Stadt. Ich denke an Frau Wendeburgs Fassadenblick.

Ihre Wollmäntel sind weich, auf ihren Schultern liegen Schuppen wie Schneeflocken, das kann ich immer dann erkennen, wenn der Wollmantel dunkel ist, und ich weiß, dass an ihrem braunen Regenschirm eine Speiche verbogen ist.

Frau Wendeburgs Wollmäntel sind grün, rot, braun, orange, weiß. Frau Wendeburgs Haut ist hellbraun gefleckt, weißlich, billigpuderrosenorange, rosarot.

Und an ihrem Arm machte der leere Leinenbeutel einen Leinenbeutelanzug im Wind. Der Wind bewegte auch die Blättchen am Baum. Frau Wendeburg, die langsam davonging.

Und jetzt ihr Lächeln an der Scheibe. Ein Vorhangzuseitenschieber mit zwei Fingern, ihr rundes Gesicht. Sie schaut nach draußen. Ich stelle mich hinter den Baum.

Frau Wendeburg kennt unsere Wohnung von früher, sie kennt das Rauchen von Mutter auf dem Balkon. Sie kennt Brunos Schlaf und meinen. Sie hat Toast Hawaii für uns gemacht, das weiß ich noch, weil der Schinken salzig war und die Ananasscheiben süß. Wir mussten uns waschen vor dem Schlafengehen mit den Waschlappen, die kratzten, sie waren alt und steif, nicht weich wie Frau Wendeburgs Mäntel. Sie hatte die Tür unseres Schlafzimmers offen gelassen, weil sie dachte, wir könnten nicht schlafen ohne Licht. Der Fernseher war laut, wenn sie da war, das weiß ich noch, weil ich nicht

schlafen konnte wegen Fernseher und Licht. Sie roch nach Kräutern, Frau Wendeburg, auch nach Rose, auch nach der Katze und nach Vergangenheit roch es da, wo Frau Wendeburg war. Sie kennt das durch die Wand fließende Wasser, wenn Mutter nach dem Bad den Stöpsel zieht.

Und Frau Wendeburg schaut nach draußen zu mir. Sie lächelt, ich sehe ihr kreisrundes Gesicht an der Scheibe, darin das Lächeln, das unheimlich ist, weil es nirgends hingehört, niemanden meint, der da ist.

Und sie steht auf, stößt mit dem Kopf gegen den Lampenschirm, das Licht geht hin und her, hin und her, Licht und Schatten liegen abwechselnd auf Frau Wendeburg, die zu tanzen beginnt. Ich sehe, wie sie die Arme hebt. Sie tanzt zu keiner Musik, und sie tanzt mit jemandem, langsam. Frau Wendeburg mit dem Kopf an eine Brust gelegt. Sie geht mit dem Licht der Lampe hin und her, tritt von einem Fuß auf den anderen. Hinter ihr glänzt die Küchenablage silbern. Hinter ihr dampft das Wasser im Teekochoer. Der Dampf steigt hoch, es sammeln sich Tropfen am Kunstholz des Küchenschrankes und fallen wieder. Neben ihr sind die Blumen auf dem klebrigen Plastiktischtuch grün und rot; auf dem Tischtuch steht die Pfeffermühle, und um die Mühle herum liegt Pfefferstaub. An der Wand ein Bild im Goldrahmen, ein Bild von Frau Wendeburg mit einer weißen Katze auf dem Sofa im Wohnzimmer, das Sofa ist braun.

Frau Wendeburg riecht nach Rose.

Der Lampenschirm steht jetzt still, das Licht, keine Tropfen mehr am Küchenschrank. Das Unwetter ist weitergezogen, an der Stadt vorbei. Noch zweimal weit weg ein leises Donnern. Als es draußen finster ist, löscht sie das Licht.

In unserer Wohnung sagt Mutter, dass sie froh sei, dass ich da bin. Sie habe sich Sorgen gemacht.

Aber warum?, frage ich.

Weil es regnet, sagt sie.

Aber es regnet nicht, sage ich.

Doch, bestimmt, sagt sie, und dass ich Bruno sagen soll, er solle sich endlich waschen.

Ich sage Bruno, dass er sich waschen soll.

Bruno sagt, Nein, er habe keine Lust, sich zu waschen.

Aber duschen kannst du dich, das ist angenehm, sage ich.

Aber duschen möge er nicht, sagt Bruno, das Wasser sei immer kalt oder heiß. Drehe man es kühler, werde es kalt, und drehe man es wärmer, werde es heiß, und so könne er sich niemals entspannen, und er möge es nicht, wenn ihm Wasser über das Gesicht laufe, dann hätte er das Gefühl, er müsse sich fortwährend das Gesicht trocknen.

Wasch dir wenigstens die Füße, sagt Mutter, wenigstens das könntest du für uns tun.

Bruno reibt sich die Füße mit Seife ein, ich betrachte mein Gesicht im Spiegel und sage ein paar Sätze, die ich zu Peter sagen könnte.

Gestern habe ich bei Regen unter der Linde gestanden, und es roch nach Schnecke, sage ich. Gestern habe ich unsere Nachbarin tanzen gesehen mit ihrem Mann, den es nicht gibt. Ich möchte nie so tanzen müssen wie sie. Und du?

Peter, sage ich zu mir im Spiegel, meine Mutter ist eine wunderbare Tänzerin, und ich mag es, wenn du von deinem Apfel so große Stücke abbeißt, dass man die Stücke an deiner Wangeninnenseite noch erkennen kann.

Bruno sagt nichts, aber ich spüre seinen Blick am Hinterkopf. Im Spiegel sehe ich seine eingeseiften Füße. Ich drehe mich nicht zu ihm um, sehe nur die Füße.

**In die Küche fällt das** Morgenlicht. Bruno sitzt neben mir, das Gesicht auf die Tischplatte gelegt, schaut an die Wand. In der Ecke der Küche hängt seit gestern Nacht ein silberner Vogelkäfig. Ich habe Mutter gehört, als sie nach Hause kam in der Nacht mit dem Käfig und einem unaufhörlichen Kichern, einer Männerstimme neben sich im Flur und in der Küche und in ihrem Zimmer. Einen Vogel gibt es nicht, nur ein kleineres Vogelhaus im Vogelkäfig. Wir hören den Fernseher aus Frau Wendeburgs Wohnung und ein leises Schnarchen aus Mutters Zimmer, das nicht Mutters Schnarchen ist. Wir hören auch, wie unsere Füße die trockenen Brotkrümel und die Reiskörner am Boden verschieben. Bruno hat sein Gesicht an meinen Arm gelegt, er versucht pustend, die Härchen aufzurichten.

Ich habe versucht, Peter zu ignorieren, aber Peter hat es nicht bemerkt. Er hat nicht bemerkt, wie ich das Bein angewinkelt und gelacht habe, dabei meine feinen Finger in seine Nähe streckte, wie ich mich überhaupt gestreckt und den Bauch eingezogen habe, wenn er sich in Sichtweite befand, und wie ich in meiner gelben Lieblingsleggings ein Rad geschlagen habe, als er mit seinen Freunden in meine Richtung schaute. Er hat nicht bemerkt, dass ich mir Zöpfe geflochten und Ohrringe habe stechen lassen für Weihnachten und Geburtstag zusammen. Er hat nicht bemerkt, wie ich nicht bemerkt habe, dass er ein Tor geschossen hat. Er hat nicht bemerkt, wie ich eine Woche lang vor dem Schlafengehen kein Brot mit Butter gegessen habe. Er hat nichts bemerkt, bis ich einfach zu ihm hingegangen bin und ihn gefragt habe, ob er mit mir reden will. Einfach so, und dann bin ich schnell wieder weggegangen. Meine Ohrläppchen haben geschmerzt, und die Pausenglocke hat mir auch wehgetan. Du hättest vielleicht warten sollen, bis er antwortet, hat Tina gesagt. Tina trägt ihren Pullover oft falsch rum, nicht absichtlich, gerade das gefällt mir.

Und? Habe ich Peter in der nächsten Pause gefragt, und er hat die Augenbrauen hochgezogen; um ihn standen seine Freunde als Leibwächter. Sie trugen farbige Turnschuhe mit an der Seite reflektierenden Streifen, und an der Seite des Kopfes sind sie rasiert, alle. Peters rasierte Kopfseite ist viel weicher, aber das sage ich ihm nicht.

Und?, habe ich gefragt.

Ich hatte die Füße aneinandergelegt und schwankte deswegen wie ein Hochhaus. Hin und her und hin und her. Ich habe Schweiß unter den Armen gehabt.

Geh und friss, sagte einer.

Die anderen standen breitbeinig um uns herum und haben die Hände unter die Achseln geklemmt. Sie haben die Arme auf der Brust gekreuzt. Peter hat das auch gemacht, aber bei ihm sah es nicht blöd aus.

Ich habe sie ignoriert, habe Peter fest betrachtet.

Die Augen habe ich angeschaut, die braun sind wie das Braun unseres Tisches in der Küche, über den ich darum manchmal streiche mit den Fingern und an Peter denken muss. Und die weiche Lippe habe ich angeschaut, die weich ist wie die Kissen in Mutters Bett.

Mutter hatte einmal gesagt, arme Idioten gibt es immer und überall. Daran habe ich in diesem Moment gedacht. Die Idioten haben mich ausgelacht. Peter hatte seine schönen Augen, die mich ansahen.

Wenn meine Oberschenkel auf der Sitzfläche des Stuhls aufliegen, dann sind sie fünfmal so breit wie meine Arme. Bruno hat sich aufgesetzt, seine Augen sind geschlossen. Seine knochige Schulter berührt meine.

Ich bin erschöpft, sagt er und trinkt in kleinen Schlucken seine Milch. Dann legt er sich auf den Küchenboden.

Er hat Ja gesagt, ganz schnell und leise. Ja hat er gesagt, und ich bin davongelaufen.

Jetzt hat er Ja gesagt und kann nicht mehr Nein sagen.

Tina strahlte mich an, sie gab mir einen Klaps auf den Po.

Bravo, sagte sie.

In mir haben alle geklatscht. Ich bin zu Bruno gelaufen, der klein in einer Ecke des Schulhofs saß. Er hat hochgesehen mit dem schweren Buch auf den Knien, an seinem Hemdkragen hing ein schwarzes Haar, das habe ich ihm liebevoll entfernt.

Er hat Ja gesagt, sagte ich.

Hat er?

Ja, hat er. Laut und lachend, sagte ich.

Das glaub ich dir nicht.

Nicht laut und nicht gelacht, aber Ja.

Gut, sagte Bruno und nickte langsam.

Mutter kommt in die Küche und stößt den Vogelkäfig an, er schaukelt leer hin und her und hin und her. Und wir schauen ihm dabei zu, und Mutter zeigt auf den Käfig. Und sie streicht dem auf dem Boden liegenden Bruno mit dem Fuß über den Rücken.

Ein ganz hervorragender Morgen, sagt Mutter und geht auf den Balkon hinaus. Sie streckt die Arme von sich.

Ich liebe euch, sagt sie.

Ich hab ihn gefragt, sage ich.

Du hast ihn gefragt?

Ja.

Und was hast du ihn nun gefragt?, fragt Mutter.

Ob er mit mir reden will.

Ob er mit dir reden will?

Ja.

Gut, sagt Mutter. Das ist wundervoll, Anais.

Dann schweigen wir einen Moment. Ich schweige, weil ich merke, dass Mutter nachdenkt, und ich sie dabei nicht stören möchte, und Bruno schweigt, weil er meistens schweigt, und Mutter denkt nach.

Normalerweise redet man aber einfach, und dann fragt man, ob derjenige mit einem ausgehen möchte, in eine Bar, in einen Club, in ein Restaurant. Oder in deinem Fall am ehesten ins Kino, sagt Mutter dann.

Aber ich meine Reden ja im Sinne von Kennenlernen. Ich möchte mit ihm reden, um ihn kennenzulernen, um überhaupt zu wissen, ob ich mit ihm ins Kino gehen will.

Das findet man aber raus, wenn man nebeneinander im Kino sitzt und an verschiedenen Stellen lacht zum Beispiel oder den Geruch des anderen nicht mag oder wie er Popcorn isst. Und das ist einfacher, weil man dazu nicht reden muss.

Aber ich mag reden.

Ja, das stimmt, sagt Mutter, dann ist es ja gut.

Später kommt ein Mann mit weichen Wangen in die Küche und findet keine Möglichkeit zu sitzen. Er grüßt uns, indem er lächelt und die Hand hebt, steigt über Bruno, bleibt vor der Balkontür stehen, schaut hinaus. Ich finde auf seinen Armen keine Zeichnung, keinen Namen einer Frau, kein selbst gezeichnetes Messer. Ich finde keine Fremdheit, die mit ihm in die Küche gekommen ist. An der Balkontür kleben die Weihnachtssterne, bei manchen fehlt ein Zacken. Auf dem Balkon ist das kleine Windrad. Es dreht sich im Wind, und ich kann ihn riechen, den Wind, und Erde in der Luft und Reste von Regen.

Mutter wirft ihre Zigarette in eine Blumenkiste, kommt in die Küche, küsst den Mann, legt dann ihr Gesicht an die Scheibe. Die Zigarette raucht in der Blumenkiste; Mutter nimmt den Kopf von der Scheibe, und es bleibt ein Fettfleck.

**Der Rauch der Zigarette steigt** knapp vor Mutters Gesicht in die Höhe, vernebelt ihre violett umrandeten Augen. Der Rauch schleicht über die Oberlippe in ihre Nase, und aus dem Mund kommt er wieder raus. Sie hat eine Hand in die Erde der Blumenkiste gelegt. Ihr Mantel ist eine Forelle. Wir sehen uns in der Scheibe am Tisch sitzen und als Spiegelbild auf Mutter, die draußen auf dem Balkon steht und in der Blumenkiste ihre Finger bewegt. Über uns die Spiegelung der Glühbirne, hinter uns das gelbe Licht der Straßenlaternen.

Dann geht sie. Und wir gehen ihr nach. Wir bleiben hinter ihr im klebrigen Treppenhaus und im Hof. Wir betreten hinter ihr die Straße, gehen nahe an der Hausmauer und halb in den Büschen. Wenn Mutter unter die Laternen tritt, ist ihr Haar aus Gold. Ihre Absätze geben einen Takt auf dem Asphalt an, das Geräusch geht hoch, kommt von den Hauswänden zurück. Sie geht fest, als wolle sie Schlangen vertreiben. Sie geht, und ihr Forellenmantel hebt sich im Wind. Hinter den Fenstern brennen die Lampen und zuckt das blaue Licht der Fernseher.

Und dann dreht sich Mutter um.

Wir wollen wissen, was du machst, sagt Bruno.

Ja, sage ich.

Mutter schweigt und schaut uns an. Sie hält eine brennende Zigarette von sich gestreckt in der linken Hand. Sie macht mit den Fingern der anderen Hand Bewegungen, um uns zu sich zu holen, dann geht sie weiter, und wir gehen neben ihr.

Mutter öffnet eine silberne Tür. Wir gehen durch eine Hintertür in ein Hinterhaus und durch einen Flur wieder durch eine Tür, dann macht ein Licht aus Neonröhren unsere Gesichter bleich. Bruno und ich blinzeln, der Mann mit weichen Wangen steht in einem weißen Hemd vor uns.

Meine Kinder, sagt Mutter.

Fred, sagt der Mann und lacht.  
Fred hat ein feuchtes Lachen. Er winkt uns zu und schaut dabei zu Mutter.  
Wir haben uns bei euch gesehen, Maria, sagt er.  
Und er sagt Mutters Namen, als wäre ihr Name kein Name, vielmehr ein Ausdruck für das Empfinden von Glück.

In einem Raum mit Schränken aus falschem Holz und bleichen Blumen aus Papier auf dem Tisch zupft sich Mutter Schamhaare. Sie dreht sich vor dem Spiegel, versucht sich von hinten zu sehen. Dann steigt sie in eine sehr glitzernde Haut. Bruno und ich sitzen auf weißen Plastikstühlen und warten, bis sie sich die Füße mit Öl eingerieben hat.

Der Vorhang ist schwer und dahinter das Murmeln, auch Schritte auf einem knarrenden Boden, tiefes und hohes Lachen, das Ablegen von Mänteln, Haut, die Haut berührt.  
Ihr bleibt genau hier stehen, sagt Mutter.  
Wir bleiben stehen, und Mutter schiebt den Vorhang zur Seite, geht hindurch.  
Und ich frage mich, warum der Vorhang nicht auf- und sie hinausgeht, und dann geht der Vorhang hinter ihr wieder zu, dafür sind Vorhänge doch da, und geht jemand vor einen Vorhang, gibt es Applaus.  
Das Publikum aber klatscht mit Flossen, nicht mit Händen. Eine Frau hat ein spitzes Gesicht, trägt Ohrringe in der Form von Ohren. Alle schauen Mutter an. Diese funkelt und steht still hinter einer Stange.  
Sie trinken Sekt. Sie trinken Wein. Vor ihnen steigt Rauch auf. Sie streichen sich vorsichtig über das eigene glänzende Haar. Sie tragen weiße Hemden. Sie tragen Kleider mit Pailletten, lange Fingernägel in waldgrün, blutrot, meerblau. Sie haben ihre Finger in den Schälchen mit den schwarzen Oliven. Sie

werfen Worte über die Tische, lachend. Sie warten. Sie werfen sich Oliven in die Münder, in den offenen Mündern sieht man fleischige Zungen. Ihre Zähne leuchten weiß im schummrigen Licht. Die Damen haben lange Finger, mit denen sie sich selber am Hals streicheln. Gurgeln und Seufzen. Farbige Steine sind in die Ringe eingelassen, die an jedem einzelnen Finger einer Dame stecken, mit denen sie die Hände einer anderen Dame bedeckt.  
Hinter der Bar steht Fred und trocknet Gläser.

Mutter bewegt ihren reflektierenden Körper zur Musik, die feucht ist wie Freds Lachen. An der Decke gehen Rohre entlang, die silbern sind, und Mutter streckt die Brust nach außen und berührt mit dem Gesicht oben und mit den Fersen unten die Stange. Dann zieht sie die Beine hoch, über sich selbst. Ihre Beine gehen wie Schlangen um die Stange herum. Sie dreht sich kopfüber hängend. Sie streckt die Beine in den Raum und hält sich mit nur einer Hand, gleitet langsam drehend nach unten, unter der Glimmerhaut ihre Muskeln, und sie dreht sich und dreht sich immer schneller und verschwimmt vor meinen Augen zu Gold und Grün.  
Das Publikum klatscht. Fred geht mit der Sektflasche herum, füllt die Gläser. Die Frauen und Männer zünden sich Zigaretten an oder nehmen aus einer Schale weiter die Oliven, stecken sie sich in den Mund, kauen, spucken die Steine aus. Mutter verbeugt sich, das Fantastische fällt aus ihrem Gesicht auf die Zuschauer, die Zuschauer pfeifen auch. Sie wedeln sich Luft zu. Sie haben glänzende Augen, und das Glänzen hat mit Mutter zu tun.  
Dann bleibt sie bei den Tischen stehen, umarmt, küsst. Sie trinkt den Sekt. Fred zeigt auf uns, die wir da stehen halb hinter dem Vorhang, zu Mutter schauend, die ihre Haare öffnet und sie schüttelt.

Und Bruno schweigt, als Mutter vor ihm in die Hocke geht, seinen Mund küsst. Er schweigt, als Mutter ihn ihren kleinen grimmigen Professor nennt und ihn fragt, ob er es so schlimm fand. Sie steht auf, geht wieder in die Hocke, legt ihr Gesicht an seine kleine Brust, küsst ihn wieder. Er schweigt, als Mutter ihn loslässt und davongeht mit ihrer zweiten Haut, die geheimnisvoll glitzert, den unendlich langen Beinen.

Bruno schweigt auf dem Weg nach Hause, geht als müder Wolf. Er schweigt, während Fred neben uns hergeht und uns fragt, wie das alles für uns so ist und was unsere Lieblingsfarbe ist, und als ich Fred erzähle, dass ich Menschen mag und Meerjungfrauen. Er schweigt, während Fred sagt, Meerjungfrauen mag ich auch, uns die Hand gibt und sagt, schläft gut, und dann den Weg wieder zurück zur Bar geht. Er schweigt, während ich Fred hinterherrufe, er soll doch bitte auf Mutter aufpassen, und während Fred sich umdreht im Laternenlicht und sein Bauch von oben beleuchtet ist und er ruft, das werde ich. Er schweigt, während ich froh bin und sage, wir haben unsere Mission erfüllt, du kannst die Waffe einschließen, und während wir Zähne putzen und ich ihn frage, was denn los sei, ob er nicht mit mir reden wolle. Er schweigt, während ich ihm einen Zahnpastapunkt auf die Nase mache und während wir im Bett liegen, während wir beide schweigen und wach sind, was ich daran merke, dass die Stille zu still ist für Schlaf.

**Auf dem Wannenrand sitzend, betrachten** wir uns im Spiegel und suchen in unseren Gesichtern die Gesichter unserer Väter. Ich finde die Wangenknochen meines Vaters und Bruno die Augenwimpern seines Vaters. Mutter steht im Flur und hängt ein Bild eines Kranichs an die Wand.

Der Kranich sei das Tier der Weisheit, sagt sie und, Brunos Vater sei ein rothaariger Mann gewesen, einer mit einem schönen Gesicht, das Schöne an seinem Gesicht sei gewesen oder sei es immer noch, dass die Gesichtshälften ungleich gewesen seien. Er habe mit nur einer Gesichtshälfte gelacht.

Wo er wohl jetzt sei, fragt Bruno, ganz beiläufig soll es klingen, geradeso, als ob es ihn nur wenig interessiere.

Mutter sagt, sie hätte ihn im Wald getroffen, aber da sei er jetzt bestimmt nicht mehr.

Was er denn wohl im Wald getan haben könnte, damals? Fragt Bruno noch immer geradeso, als ob es nichts zu bedeuten hätte.

Ach Tierchen, sagt Mutter und macht das Gesicht zu, wie die Geschäfte in der Innenstadt am Abend die Rollläden vor den Schaufenstern runterlassen.

Aber dann öffnet sie das Gesicht noch einmal, Rollläden hoch, ganz unverhofft, wie es manchmal bei ihr passiert, wenn sie über etwas nicht reden will, aber doch reden will, nicht mit uns, aber eben nur uns zum Reden hat.

Mutter sagte einmal, als Mutter müsse man sich ein Geheimnis bewahren, eines das, wenn man es verrät, der Mutter das Muttersein nimmt und dem Kind das Kindsein. Zwischen Mutter und Kind müsse etwas offenbleiben über die Welt der Mutter ohne Kind.

Ich frage sie, ob mein Vater das Geräusch und den Geruch vom Regen mochte.

Wir reden nicht von deinem Vater, sagt sie.

Das weiß ich, aber mochte er den Regen?

Das wisse sie nicht, sagt Mutter, und dass er nie über den Regen geredet habe außer darüber, dass er nass sei vielleicht und dass man wegen der Nässe besser drinnen bleiben sollte. Er mochte den Regen nicht, sagt sie, er mochte die Welt allgemein nicht sehr, er mochte eher die Gedanken an die Welt, vielleicht, die Welt als Karte, aber nicht das Berühren der Welt-oberfläche. Nicht die Beschaffenheit der Welt.

Und weil es regnet, findet Mutter, sollten wir nach draußen gehen. Bruno und ich, und Mutter als Mutter zwischen uns. Wir gehen unter einem Regenschirm bis ans Ende der Straße und dann weiter in den Wald. Wir grüßen alle Menschen, die wir treffen, einige grüßen zurück. Wir grüßen die kleinen Menschen, die großen, Hunde, Amseln, Krähen, Katzen, Mutter singt. Wir berühren den Weg, die Verkehrsschilder, die Plakatwände, die Gesichter auf den Plakatwänden und die Bäume, die Blätter, Stämme und Schneckenhäuser, Nacktschnecken, das Moos, bauen im Wald eine Hütte, die zu klein ist für ein Kind, auch für ein Nagetier, und in sich zusammenfällt, bevor sie fertig gebaut ist.

Brunos Brillengläser sind angelaufen, und er ist hungrig. Dass er hungrig ist, merke ich daran, dass er sich auf einen umgestürzten Baum setzt und mit den Fersen an der Baumrinde scharrt. Er stochert auch mit einem Ast im Laub und scheint nicht zu bemerken, dass er nasser und nasser und nasser wird. Wir laufen durch den Wald bis zu einem Sportplatz. Im Vereinslokal setzen wir uns an einen Tisch. Mutter schaut sich den Tisch genau an, sie fährt mit den Fingern den eingeritzten Zeichnungen nach. Sie schaut zu den Wänden, zu den Schals und Wimpeln an den Wänden. Sie schaut zu den verstaubten Pokalen und geht zur Toilette und kommt zurück. Hier riecht es nach Senf, Fleisch, aufgeweichtem Karton, altem Bier und Schweiß. Der Wirt ist dick und äußerst langsam, er

schlurft mit Bratwurst und Brot zu unserem Tisch. Mutter schaut auf ihre Hände, als müsste sie diese erst verstehen, bevor sie die Wurst schneiden können. Dann schaut sie zum Wirt, als müsste sie ihn und er sie kennen. Aber der Wirt erkennt sie nicht, er steht hinter seinem Tresen und schaut in den Fernseher, der über dem Eingang des Lokals hängt. Im Fernseher läuft ein Billardspiel. Ein fein gekleideter, asiatisch aussehender Herr geht um den Billardtisch herum, versenkt alle Kugeln. Der Wirt nimmt die Fernbedienung, schaltet um. Fußball. Bruno reinigt seine Brillengläser mit einem Stück seines Unterhemdes, so kann ich seinen weißen Bauch sehen. Ich lege meine kalte Hand auf seinen Bauch, er erschrickt und knurrt. Ich esse die Wurst und schaue nach draußen auf das Spielfeld. Der Regen fällt auf den Kunstrasen, dahinter ist der Wald dunkelgrün, und dicht über den Spitzen der Tannen bewegt sich ein Nebelteppich langsam nach links. Mutter und Bruno kauen still die Wurst, tauchen die Wurststücke in Senf, reißen Stücke vom Brot. Und ich frage mich, ob Mutter einen Freund haben will. Will Fred gerne dein Freund sein?, frage ich. Ich glaube schon, sagt Mutter, was denkst du? Ja, sage ich, ich glaube auch. Und was hältst du davon?, fragt Mutter. Er ist nett, sage ich, aber ich kenne ihn nicht. Und er wünscht uns gedanklich nicht fort, sagt Bruno. Natürlich nicht, sagt Mutter, das würde ich nicht zulassen, so was. Das stimmt so nicht, sagt Bruno. Und du?, frage ich. Ich mag ihn, doch doch. Alle schauen wir ein wenig auf die leeren Teller. Findest du es schlimm, dass ich tanze?, fragt Mutter irgendwann und schaut Bruno an. Er schweigt.